

Freiheitsentziehende Maßnahmen – gibt es für sie ein optimales Setting?

Hanna Permien, München

1. Exklusion statt Inklusion?

Gesellschaftlich akzeptierte Definitionen von »Auffälligkeiten« von jungen Menschen und Annahmen über deren Ursachen sind veränderlich: Wurden vor 20 bis 30 Jahren junge Menschen mit Problemen vor allem als »Opfer« gesellschaftlicher Missstände gesehen, kommen sie derzeit eher als »Täter« oder auch »psychisch Auffällige« in den Blick und es werden auch eher sie selbst und ihre Familien für ihr »Fehlverhalten« verantwortlich gemacht. Und das, obwohl der Zusammenhang von wachsender Jugendarmut, sozialer Ausgrenzung, mangelnden Bildungschancen, Ohnmachtserfahrungen und psychischen Störungen bei Eltern und Kindern schon lange bekannt ist (Deutscher Bundestag 2009). Doch nicht nur gesellschaftliche Definitionen von »Abweichung« und deren Ursache, sondern auch der Umgang damit ist entscheidend für die Entwicklungschancen »schwieriger« Kinder und Jugendlicher und dafür, ob sich »Abweichungen« verfestigen oder überwinden lassen.

In den vergangenen 40 Jahren hat die Jugendhilfe mit der Flexibilisierung und Sozialraumorientierung ihrer Hilfen viel dazu beigetragen, diese Mädchen und Jungen und ihre Familien möglichst gut zu integrieren und sie als »Koproduzenten« für ihre Angebote zu gewinnen. Das galt tendenziell auch für die »besonders Schwierigen«, beispielsweise Jugendliche mit »Straßenkarrieren« (Permien/Zink 1998), die sich der Schule und der Jugendhilfe entzogen hatten. Doch inzwischen lässt sich – auch angestoßen durch die Debatten um Kinderschutz und Garantenstellung der Fallverantwortlichen – wieder ein allgemeiner Trend zu Sicherheitsdenken und verstärkter Normorientierung ausmachen: Diese »gefährdeten und gefährlichen« Mädchen und

Jungen sollen möglichst sicher untergebracht werden – um sie vor sich selbst, aber auch die Gesellschaft vor ihnen zu schützen.

Das aber bedeutet:

Statt im Sinne der 2009 ratifizierten UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen Inklusion auch für junge Menschen mit seelischen und sozialen Behinderungen anzustreben, werden sie oft schon ab früher Kindheit wiederholt aus Kindergarten und Regelschulen und schließlich auch aus Pflegefamilien und offenen Heimen exkludiert – oft mit »Zwischenlandungen« in der Jugendpsychiatrie. Diese Diskontinuität im Leben der »Systemsprenger« (vgl. Baumann 2010) erschüttert ihr (Selbst-)Vertrauen und macht sie immer »schwieriger«, auch, weil sie spüren, dass niemand sie haben will!

Psychiatrische Diagnosen wie Störungen des Sozialverhaltens, ADHS oder Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) gelten als Legitimation für (weitere) Exklusion, die »offiziell« mit der Aussicht auf kompetente Hilfe und Förderung in einer »besser geeigneten« Spezialeinrichtung begründet wird. Doch alle Beteiligten wissen, dass solche Diagnosen defizitorientiert und stigmatisierend sind und dass die Hoffnung auf ein »finales Rettungskonzept« sich oft als unreal erweist. Statt dass die »Auffälligkeiten« als Ergebnis misslungener Interaktionsprozesse zwischen dem Kind und seinen privaten wie institutionellen Bezugspersonen sowie als Überlebensstrategien und Anpassungsversuche an belastende Lebensumstände wahr- und ernstgenommen werden, haften sie ihren Trägern quasi als dauerhafte Eigenschaften und einseitige Negativetikettierungen an. So jedenfalls lesen sich nicht selten die Begründungen für freiheitsentziehende Maßnahmen (FEM) (Hoops/Permien 2006),

in denen sich »inoffiziell« auch die Ambivalenz zwischen Hilfe- und Disziplinierungs- oder gar Strafab sicht zeigt. Die Jugendlichen – am wenigsten schuld an ihren Problemen – fühlen sich jedenfalls am Ende allein »mit der Geschlossenen bestraft« – nicht nur, weil sie dort »eingesperrt« und plötzlich von ihren bisherigen Zugehörigkeiten und der damit (vielleicht) verbundenen Anerkennung abgeschnitten sind, sondern auch, weil sie nach ihren oft zahlreichen Erfahrungen der Exklusion und des Scheiterns diese Hilfe zu nächst nur als Strafe sehen können!

Dazu eine (keinesfalls neue!) These: Gäbe es mehr rechtzeitige und umfassendere Förderung belasteter junger Menschen und weniger Armut und wären offene Jugendhilfe-Angebote (im Verbund mit Schule und Jugendpsychiatrie) so gut ausgestattet und qualifiziert, dass sie auch mit den »Schwierigsten« erfolgreich arbeiten und sie (be-)halten könnten, und wollten alle Beteiligten tatsächlich mehr Inklusion verwirklichen, bräuchte es vermutlich keine/kaum FEM! Dann wäre endlich Schluss mit »organisierte(r) Verantwortungslosigkeit« (Ader/Klein 2011) und Verschiebebahnhöfen bis hin zu Freiheitsentziehenden Maßnahmen (FEM)! Aber ob unsere Gesellschaft wirklich Inklusion in diesem Sinne erreichen und auch die Kosten dafür tragen will, dazu wage ich lieber keine These!

2. FEM und ihre Alternativen

Stattdessen einige weitere Thesen:

- FEM als ultima ratio (»wenn sonst nichts mehr geht«) sind (prinzipiell!) niemals »alternativlos« – obwohl sich das die Jugendämter gern von Gutachtern und Familiengericht bestätigen lassen! Das zeigt sich schon daran, dass Jugendämter oft genug Alternativen finden müssen, wenn sie keinen der knappen Plätze in FEM bekommen oder wenn FEM – wie vielerorts – aus fachpolitischen Gründen abgelehnt wird. Wenn also FEM im Einzelfall alternativlos erscheint, stehen vielleicht *vor Ort* zu wenig gute offene Alternativen zur Verfügung

oder sie wurden nicht rechtzeitig und intensiv genug gesucht. Vielleicht verhindern auch Normorientierung und Sicherheitsstreben, dass für Freiwilligkeit und Einsicht der jungen Menschen bei der Auswahl einer Erziehungshilfe genug Raum bleibt.

- FEM als Ort extremer Exklusion und »künstlicher Kosmos« sollten nicht »letzte Station« sein, sondern danach sollten noch offene Hilfen folgen, die den Jugendlichen den Übergang in das »Leben draußen« erleichtern. Und: Wenn abzusehen ist, dass auch weitere verfügbare offene Hilfen scheitern, sollten FEM lieber »rechtzeitig« eingesetzt werden.
- Aber: FEM als einzig noch möglich erscheinende Hilfe passen auch – trotz inzwischen erfolgter Ausdifferenzierung der Einrichtungen (Permien 2013) – nicht für alle Jugendlichen!

Zugegeben, das Angebot möglicher Alternativen zu FEM erscheint vielerorts sehr beschränkt. Umso wichtiger wäre es, sie überall auszubauen, damit den jungen Menschen, für die FEM nicht passt oder die dort keinen Platz bekommen, weitere Verschiebebahnhöfe und/oder eine weitere Verelendung möglichst erspart bleiben!

Gute Alternativen wären (mehr) intensivpädagogische beziehungsweise therapeutische offene Hilfen, die sich – auch in Kooperation mit Psychiatrie und Psychotherapie – auf den besonderen Bedarf dieser Jugendlichen einstellen können und wollen. Aufgebaut werden sollten zudem unbedingt mehr »Verantwortungs-« oder »Hilfeketten« offener Einrichtungen, die sich mit ihren unterschiedlichen Ressourcen gegenseitig unterstützen oder in Krisen auch Auszeiten ermöglichen können.

Passend können auch Intensive sozialpädagogische Einzelmaßnahmen sein, gegebenenfalls auch im Ausland. Aber sie sind nicht unproblematisch und setzen zudem eine gewisse Freiwilligkeit voraus, zu der Jugendliche und ihre Eltern oft nicht (mehr) bereit sind. Schließlich können

niedrigschwellige Angebote, die mit Betreuung und Beratung sehr zurückhaltend sind, das (Über-)Leben der Jugendlichen sichern. Damit scheint allerdings ein höheres Risiko für Selbst- und Fremdgefährdung verbunden (vgl. kritisch dazu Schwabe u. a. 2013), das die Fallverantwortlichen gerade für jüngere Mädchen und Jungen nicht gerne eingehen.

Da ich die These vertrete, dass die Jugendhilfe Verantwortung auch für diese Jugendlichen übernehmen muss, kann und sollte man meines Erachtens angesichts der derzeit noch begrenzten Alternativen FEM als eine mögliche Hilfeform nicht pauschal ablehnen, wohl aber ihre Risiken bedenken! Denn wenn offene Jugendhilfe und Jugendliche bisher wiederholt aneinander gescheitert sind, so können FEM diese Jugendlichen zumindest zeitweise schützen, sie zumindest ansatzweise in ihrer Entwicklung fördern und ihnen häufig bessere Perspektiven eröffnen als die Straße!

Dabei ist klar: Mauern können und sollen Pädagogik nicht ersetzen. Aber ein zeitlich begrenzter Freiheitsentzug, in dem sich die Jugendlichen ihre Freiheit schrittweise zurückerobern können, kann Pädagogik wieder möglich machen. Es gilt also nicht nur: »Mauern statt Menschen«, sondern auch: »Menschen und Mauern« – falls die Alternative »Menschen statt Mauern« nicht (mehr) möglich scheint! Denn förderliche Pädagogik in FEM ist zwar möglich, allerdings unter den nicht nur die Jugendlichen, sondern auch das Personal einschränkenden Bedingungen von (Teil-)Geschlossenheit.

Wenn M. Winkler (2012) konstatiert: »Pädagogische Einrichtungen als solche bergen ein Gewaltpotential in sich« und »pädagogisches Personal ... kann hochgradig verletzend agieren«, so gilt das verstärkt für FEM-Einrichtungen: Schon der Freiheitsentzug allein verletzt elementare Persönlichkeitsrechte. Zwar ist eine FEM nur nach Genehmigung durch das Familiengericht möglich und den Jugendlichen soll für das Verfahren ein

Verfahrensbeistand zur Seite gestellt werden. Doch werden gegen den Freiheitsentzug kaum je Rechtsmittel eingelegt! Zudem ist die Durchführung der FEM zwar durch die Betriebserlaubnis für die jeweiligen Einrichtungen, nicht aber rechtlich geregelt: Ob die Genehmigung nach § 1631 b BGB also quasi »all inclusive« gilt, oder ob weiterer Freiheitsentzug wie nächtlicher Einschluss einer Sondergenehmigung bedarf, ist nicht nur eine offene Frage, sondern dürfte seitens der Familiengerichte auch ganz unterschiedlich beantwortet werden!

Nun entwickeln auch offene Einrichtungen Systemlogiken, um möglichst reibungslose Abläufe zu ermöglichen – und diese können sich auch dort verselbständigen und den Interessen ihrer Nutzer zuwider laufen. In FEM-Einrichtungen aber sind die Systemzwänge in Bezug auf Sicherheit und Ordnung aufgrund der (pädagogisch höchst fragwürdigen!) explosiven Konzentration »schwierigster« Jugendlicher in einem geschlossenen Setting erheblich größer: So müssen die Jugendlichen zum Beispiel alle potentiell gefährlichen Gegenstände sowie ihre Mobiltelefone abgeben, ohne sich diesen Zwängen durch Flucht entziehen zu können. Extreme Kontrolle wird auch deshalb ausgeübt, damit auf positive Veränderungen gerichtete Pädagogik stärkere Wirkungen entfalten kann als ein »Devianztraining« der Jugendlichen untereinander.

3. Wenn schon FEM – dann richtig!

Die These »Erziehung findet immer auch in Zwangskontexten statt – und gleichzeitig sind diese ihr größtes Problem« (Menk u. a. 2013) gilt also in besonderem Maße für FEM. Deshalb die Forderung: Wenn schon FEM – dann richtig! Mit »richtig« meine ich die Notwendigkeit einer ständigen Reflexion und Verkleinerung der Diskrepanz zwischen der Systemlogik von FEM und den Handlungslogiken und Interessen der jungen Menschen, denen FEM nützen sollen. Da sich aus den erhöhten Systemzwängen auch ein erhöhtes Gewaltpotential ergibt, muss immer wieder

hinterfragt werden, welche Regelungen und welches pädagogische Handeln nur den Systeminteressen dient und nicht förderlich, sondern unter Umständen sogar schädlich für die Jugendlichen und ihre Entwicklung sind.

Da es keine eindeutigen allgemeinen Indikationen für oder gegen FEM gibt, muss zunächst reflektiert werden, ob FEM im jeweiligen Einzelfall passt, wobei ein sorgsames Abwägen von Chancen und möglichem Nutzen gegenüber möglichen Risiken und unvermeidlichen Belastungen notwendig ist! Denn nur der erwartbare – allerdings nicht leicht prognostizierbare – »Erfolg« kann die temporäre Einschränkung der Freiheitsrechte rechtfertigen. Ansonsten ist Freiheitsentzug in der Jugendhilfe schlicht unrechtmäßig! »Erfolg« heißt dabei keinesfalls bloße Unterwerfung der Jugendlichen unter Systeminteressen, sondern die bestmögliche Entwicklungsförderung der Jugendlichen.

Letztendlich entscheiden die Einrichtungen aufgrund ihres Auswahl- und Entlassrechts darüber, ob sie meinen, in diesem Sinne erfolgversprechend mit einem Jugendlichen arbeiten zu können. Dabei haben sich manche Einrichtungen zudem auf bestimmte Zielgruppen und Ziele spezialisiert (Permien 2013).

4. Wie kann positive Veränderung entstehen?

Dem Ziel von FEM, Jugendliche zu sozial erwünschten Veränderungen zu motivieren und zu befähigen, stehen zunächst erhebliche Hindernisse entgegen. So müssen die meisten Jugendlichen nach der Aufnahme erst einmal den Schock der Einweisung und des »Eingesperrtseins« sowie die Erfahrung verarbeiten, dass ihre bisherigen Überlebensstrategien wie beispielsweise Kampf oder Flucht nicht mehr funktionieren. Gleichzeitig haben sie oft große Angst, diese Strategien zugunsten fremdbestimmter Verhaltensnormen aufzugeben. Aufgrund ihrer häufigen Bindungs- und Traumafolgestörungen, die nicht nur ihre emotionalen und sozialen Kompetenzen, sondern

auch ihre Motivation beeinträchtigen, sind sie zudem nicht leicht zu motivieren: Ungewohnte Zuwendung und Interesse an ihrer Person machen sie zunächst oft ebenso misstrauisch wie Anerkennung für »gute Leistungen«. Auch fehlt es ihnen meist an Selbstvertrauen, um neue Lernziele anzugehen.

So kann durch den Anpassungsdruck an die Heimregeln mittels Punkteplänen, Strafe und Belohnung anfangs oft nur eine »Sekundär-Motivation« zu Veränderungen angesprochen werden. Dabei erlauben die engen und verlässlichen Strukturen den Jugendlichen immerhin selbstwirksames Handeln, etwa die schnelle Erreichung von Ausgängen.

Wenn aber Gewinne an Anpassung und Selbststeuerung letztendlich nicht dem »selbst reflexiven Gebrauch« der Jugendlichen dienen (vgl. Menk u. a. 2013), so wäre das bloß Drill und Dressur, dem die Jugendlichen mit Unterwerfung, Dauerwiderstand oder Scheinanpassung begegnen: Damit aber würden sie zu »Objekten« einer Erziehung mit fremden Zielen gemacht, statt Unterstützung als eigenständige Subjekte zu bekommen!

5. »Erziehung zur Freiheit durch Freiheitsentzug« – ein Paradox?

Oberstes Ziel und Kriterium des Erfolgs von FEM muss die Befähigung der Jugendlichen sein, ihr eigenes Leben nach der FEM möglichst befriedigend zu gestalten: Dafür ist »Primär-Motivation« gefragt, also der Einsatz der Jugendlichen für eigene, ihnen sinnvoll und erreichbar scheinende Ziele! Die erworbene »FEM-Kompetenz« mag dafür ein wichtiger erster Schritt sein, ist aber noch lange keine »Lebenskompetenz«!

Das Paradox »Erziehung zur Freiheit durch Freiheitsentzug« ist also nur auflösbar, wenn die Jugendlichen selbst paradox darauf reagieren und sich ansatzweise »freiwillig« im Sinne von Koproduktion auf den Zwang einlassen, weil sie in FEM

für sich und ihr späteres Leben »etwas erreichen wollen« (Hoops/Permien 2006).

Wie könnte nun ein optimales Setting für FEM aussehen, das möglichst viele seiner Nutzer/innen ermutigt, auf diese Weise paradox zu reagieren? Dafür muss die Systemlogik im Zweifelsfall gegenüber der Nutzerlogik zurückstehen. Deshalb ist auch hier permanente Reflexion zu folgenden Punkten gefordert:

- Wie viel Anpassung an das System FEM ist *nötig und förderlich* für Jugendliche, die mehr soziale Kompetenz und Selbststeuerung, aber vor allem Respekt und Wertschätzung für ihre Person und Rücksicht auf ihre individuellen Probleme brauchen? Und wie weit trägt die in FEM erlernte Anpassung zur ihrer jeweils bestmöglichen Vorbereitung auf die geforderte Selbständigkeit nach der FEM bei?
- Bekommen die Jugendlichen individuell förderliche Konsequenzen auf Fehlverhalten, statt »Sinn«-lose, gegebenenfalls sogar schädigende Sanktionen im Sinne von »Verhinderungspädagogik«, die von der Systemlogik nahegelegt werden? Was kann also an die Stelle von »systemdienlichen« Strafen wie tagelangem, demütigendem »Zimmerarrest«, Ausgangssperren oder Putzen treten, die die Jugendlichen oft noch aggressiver machen, was möglicherweise zu einer Verschärfung des Arrests und damit zu einer fatalen Negativspirale führen können? Wäre da, wie einige befragte Jugendliche meinten, »einfach nur reden« (Permien 2010) nicht besser gewesen? Etwa, um mit ihnen gemeinsam zu ergründen, was der Anlass etwa. für ihren »Ausraster« war und wie sie innere Spannungen und äußere Konflikte friedlicher lösen können?
- Wie weit also hilft die FEM den Jugendlichen, ihre individuellen Probleme zu erkennen und zu überwinden und ihre Ressourcen zu entdecken und zu entwickeln? Braucht es dazu vielleicht auch manchmal Ausnahmen von Regeln statt einer für alle gleichen »Pseudo-Gerechtigkeit«?

- Wie viel Partizipation und Verantwortungsübernahme wird den Jugendlichen im Heimalltag und vor allem in Bezug auf die individuelle Hilfeplanung ermöglicht? Werden Hilfeziele partizipativ entwickelt und Hilfeplangespräche gemeinsam so gut vorbereitet, dass die Mädchen und Jungen sich in Bezug auf die weitere (Ver-)Planung ihres Lebens Gehör verschaffen können und ihre Neigungen und Fähigkeiten Berücksichtigung finden? Oder müssen sie das Gefühl haben: »Das Jugendamt macht ja doch, was es will«? Tragen Partizipation sowie ein funktionales Beschwerdemanagement zur Überwindung der (oft berechtigten) Ohnmachtsgefühle und zur Verantwortungsübernahme der Jugendlichen bei?
- Werden sowohl in der Schule, als auch zum Beispiel durch Werken und kreatives Gestalten sowie Erlebnispädagogik auch außerhalb der »Mauern« genügend Lerngelegenheiten geschaffen, die positive emotionale Beteiligung und Selbstwirksamkeitserfahrungen ermöglichen – die zukünftiges Lernen erleichtern? (All das gibt es in vielen FEM-Einrichtungen schon!)

6. Gute Konzepte, Kompetenzen und Kooperationen – und die »richtige« Haltung!

Ein möglichst adäquates und profundes Fallverstehen ist eine wichtige Basis, um mit genügend passenden Handlungsoptionen auf die unterschiedlichen Problemlagen der Jugendlichen eingehen zu können. Dies erfordert nicht nur gemeinsame Teamreflexionen, sondern unbedingt auch die Erweiterung lerntheoretischer FEM-Konzepte (Regelwerke und Punktepläne), um systemische, traumapädagogische, tiefenpsychologische, kunst- und körpertherapeutische Ansätze sowie Basiskenntnisse in Neurobiologie (vgl. Krüger 2013). So können Weiterbildungen der Teams in Traumapädagogik dazu beitragen, eine gemeinsame Sprache zum Verständnis der Jugendlichen und ihres provozierenden, oft auch für sie selbst kaum nachvollziehbaren »Fehl«-Verhaltens zu entwi-

ckeln. Wenn etwa ein Mädchen sagt, sie fühle sich wohl – aber genau das könne sie nicht aushalten, so kann das eines der vielen, mit Lerntheorie allein kaum erklär- und behandelbaren Symptome einer (unerkannten) Traumafolgestörung sein.

Weiter muss reflektiert werden, ob auch und gerade die Fachkräfte im Gruppendienst über entsprechende Kompetenzen verfügen, beispielsweise in Deeskalation, traumapädagogischen Methoden und Psychoedukation, um die Jugendlichen zu mehr Selbst-Verstehen, Selbstregulation und Selbstbewusstsein zu befähigen. Gerade für traumatisierte Jugendliche muss das FEM-Setting zu einem verlässlichen, »sicheren Ort« werden, damit sie einen »sicheren inneren Ort« bilden und sich soweit stabilisieren können, dass sie sich für Veränderungen und für Therapien öffnen können. Erneute Gewalt seitens früherer Täter, aktuell Betreuender und anderer Jugendlichen muss deshalb so weit wie möglich ausgeschlossen werden.

Fallverstehen, angemessene Konzepte und Handlungskompetenzen sowie gute Rahmenbedingungen für die Umsetzung sind als Basis für eine wirksame Entwicklungs-Hilfe und als Prävention erneuten Scheiterns unverzichtbar. Sie können auch die notwendige wohlwollende innere Haltung der Betreuenden stärken, für die es sehr entlastend ist, nicht nur das »Fehl«-verhalten der Jugendlichen zu sehen, sondern dessen Hintergründe zu verstehen und darauf angemessen reagieren zu können (vgl. Schmid 2014).

Um Erfolge wahrscheinlicher zu machen, brauchen FEM, die sehr oft »Schulmeider« und »Grenzgänger« zwischen Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie beherbergen, zudem selbstverständlich gute Kooperationsbezüge zum heiminternen Lehrpersonal sowie zu Eltern, Jugendämtern und Jugendpsychiatrie.

7. Förderliche Beziehungsangebote – hohe Anforderungen an die Betreuenden!

Gute Beziehungen/Arbeitsbündnisse zwischen Jugendlichen und Pädagogen werden den meisten Jugendlichen mit der Zeit sehr wichtig und erleichtern es ihnen, auf den Freiheitsentzug paradox, nämlich mit »freiwilligen« Veränderungen zu reagieren: »Echte« Veränderung erfolgt nicht durch Drill und Strafe, sondern entwickelt sich (nur) in Beziehungen! Dazu müssen die Betreuenden in den Augen der Jugendlichen von »Feinden« zu »Helfern« werden (vgl. Permien 2010). Dieser Anspruch zeigt aber, dass die Pädagogen/innen in und durch die FEM extrem gefordert sind. Sie sind es nämlich, die die – in FEM besonders gravierenden – Widersprüche zwischen System- und Nutzerlogik tagtäglich aushalten und im Entwicklungsinteresse der Jugendlichen ausbalancieren müssen:

Was den Jugendlichen an Motivation und Selbststeuerung fehlt, ist bei ihnen umso stärker gefragt, um mit dem oft unberechenbaren, ambivalenten Beziehungsverhalten der Jugendlichen gut umgehen zu können: Sie werden persönlich extrem herausgefordert, dürfen sich aber möglichst nicht persönlich verletzt fühlen und Konflikte nicht eskalieren lassen. Sie müssen also abrupte Wechsel zwischen Zuneigung und Ablehnung, extreme Stimmungsschwankungen, »Grenzaustesten« und verbale oder sogar tätliche Angriffe, aber auch Fixierungen auf ihre Person nicht nur aushalten, sondern dem allen nach Möglichkeit auch gegensteuern können. Dabei sind schwierige, auf die einzelnen Jugendlichen und ihre »Tagesform« abgestimmte Balancen gefordert zwischen menschlicher Nähe und professioneller Distanz sowie zwischen der Rolle als »Bewacher und Kontrolleur« einerseits, als »Vertrauensperson« andererseits – und das bei Jugendlichen, die oft weder sich selbst noch anderen zu vertrauen gelernt haben! Wichtig ist weiter eine gelingende Balance zwischen kompetentem und konsequentem Umgang mit Problemverhalten der Jugendlichen und gleichzeitiger Aufrechterhaltung der Wertschätzung ihrer Person.

Die Jugendlichen brauchen also Betreuende, die sie nicht nur aushalten und möglichst halten (denn welche Chancen haben sie noch in der Jugendhilfe, wenn sie auch aus den FEM »rausfliegen«?), sondern sie auch zu anstrengenden Verhaltensänderungen motivieren können. Die entscheidenden Schlüssel dafür sind, so betonten befragte Jugendliche und Pädagoginnen und Pädagogen immer wieder, Respekt, Freundlichkeit, Verständnis, Ermutigung und »Coolbleiben« der Betreuenden auch bei Provokationen und in Krisen.

Erfolgversprechender als die »Bekämpfung« von Defiziten erweist sich zudem die gemeinsame »Schatzsuche« nach den oft verborgenen Ressourcen der Jugendlichen. Ganz wichtig sind auch Achtsamkeit und Ernstnehmen der Mädchen und Jungen als Experten ihrer Situation: Gelingt das »ZuHÖREN statt ZuTEXTEN« und dabei die Entzifferung der SubTEXTE der Jugendlichen, so zeigen sich vielleicht andere persönlich wichtige Ziele als die offiziellen Hilfeplanziele, die viele perfekt »nachbeten« können. Und vielleicht zeigt sich dann auch, wofür die Jugendlichen zu begeistern beziehungsweise wo sie vielleicht in Loyalitäten zu ihren Eltern und deren problematischen »Botschaften« gefangen sind. Können Betreuende solche »Botschaften« und Glaubenssätze erschüttern und sie sie möglichst neu rahmen und den Widerstand und Eigen-Sinn der Jugendlichen wertschätzen, so können sie deren Autonomie und Selbst-Verstehen wesentlich fördern und begleiten.

Unverzichtbar sind weiter gelingende Machtbalancen: Einerseits brauchen Betreuende positive Autorität, einen Machtüberhang und Vorsprung an für die Jugendlichen attraktivem Wissen und Können (Wolf 2012), damit sie Modellernen ermöglichen und Vorbild sein können. Andererseits besteht in FEM aufgrund der Geschlossenheit und »Problemdichte« zweifelsohne eine erhöhte Gefahr von Machtkämpfen und Machtmissbrauch – und sei es nur aus Hilflosigkeit und Überforderung! Betreuende in FEM – und mögen

sie noch so gut sein – sind nicht beliebig belastbar, zumal die Jugendlichen ihnen ihre Bemühungen oft nicht danken! Zudem reagieren sie, wie Thomas Klatetzki auf dem EREV-Forum »Erziehungshilfen – Kinder- und Jugendpsychiatrie – Polizei – Justiz« 2014 ausführte, wie alle Menschen zuallererst emotional auf die einzelnen Jugendlichen, das heißt, mit mehr oder weniger Sympathie und Zuwendung. Wenn aber Jugendliche ihr »Sympathiekonto«, etwa durch einen tätlichen Angriff, »aufgebraucht« haben, können an die Stelle von Fürsorge und Mitgefühl bei den Betreuenden Angst, Ablehnung, Straf-, Rache- und Ausstoßungstendenzen treten: Die »Fürsorgemoral« wechselt quasi zu einer »Strafmoral« und kann Jugendliche zu Objekten von Repression und Gewalt machen. Und dies umso eher, je weniger negative Emotionen im Team ausgesprochen und kritisch reflektiert werden können, und je mehr eine Einrichtung schon durch ihre Konzepte oder durch eine vorherrschende »Strafmoral« Machtmissbrauch begünstigt: Repressive Einrichtungen können entsprechendes Verhalten auch bei Betreuenden fördern, die sich eigentlich einer fürsorglichen Haltung verpflichtet fühlen – und sie dürften zudem verstärkt Personen mit Tendenzen zu »schwarzer Pädagogik« anziehen. Hier muss die Heimaufsicht sehr wachsam sein, wenn es die Leitung nicht ist!

Damit diese schwierige, aber entscheidende Macht-Balance (besser) gelingt, brauchen Betreuer nicht nur gutes »Handwerkszeug« für Fallverstehen und wirksames Handeln, sondern die Leitung muss dafür sorgen, dass auch sie die nötige Wertschätzung für ihre Person und ihre Arbeit und genügend Fürsorge bekommen, um ihr Stresssystem wieder in eine gute Balance zu bringen (vgl. Schmid 2014) sowie genug Zeit, Raum und ein Klima der Fehlerfreundlichkeit zur Entlastung von »negativen« Gefühlen, zur Analyse unproduktiver oder gar »entgleister« Interaktionen sowie zur Reflexion von Übertragung und Gegenübertragung als wichtigen Hinweisen auf Verdrängtes – bei sich selbst wie bei den Jugendlichen. Ein solchermaßen selbstfürsorgliches

Team kann kompetenter handeln und das kommt nicht nur den Jugendlichen, sondern auch den Betreuenden zugute: Sie werden und fühlen sich weniger belastet!

8. Der Erfolg von FEM zeigt sich erst im Leben danach!

Gerade für die Zeit nach den FEM, wenn Jugendhilfe keinen Zwang mehr ausüben kann, ist die Einsicht wichtig, dass die Jugendhilfe den Jugendlichen keine Fremd-Ziele (Wie sollen sie sein?) »verkaufen« kann, sondern ihre Ziele in Einklang mit deren Eigen-Motivation bringen und deren Engagement für individuell *passende* Ziele (wie bin ich, wie *will*, *kann* ich sein?) bringen muss! Denn »draußen« sind die eigene Entscheidungen und Kompetenzen der Jugendlichen gefragt – mit allen inneren und äußeren Risiken! Diese Übergabe von Verantwortung ist für die Betreuenden oft schwer, denn sie wissen, dass nach dem »künstlichen Kosmos« FEM – auch bei optimierten Balancen von Systemzwängen und individuellem »Lernen fürs Leben« – (fast) niemand schon »fit fürs Leben« ist: Weitere »Klimmzüge« sind nötig, damit die Jugendlichen später die »normalen« Anforderungen wenigstens ansatzweise erfüllen können. Das »Training« dafür soll möglichst in offenen Folgemaßnahmen der Jugendhilfe geleistet werden. Damit die Übergänge von der FEM in die »Freiheit« gelingen, braucht es viel Wissen, Können und Engagement aller »Mitspieler« – und »ein bisschen Glück« mit dem Nachfolgesetting!

Zunächst ist es wichtig, dass die Betreuenden aus den FEM die Übergänge als weiteres kritisches Lebensereignis gut begleiten. Denn sie verlangen von den Jugendlichen, sich wieder von vertrauten Orten, Abläufen und Bezugspersonen zu trennen, was diese nicht selten als erneuten Beziehungsabbruch erleben. Weiter sollen sie den Transfer des Gelernten von der FEM in das »Leben draußen« leisten, sich an neue Anforderungen anpassen, ohne eigene Ziele aus den Augen zu verlieren, sowie neue Beziehun-

gen aufnehmen und gestalten. Die befragten Jugendlichen gehen ganz unterschiedlich mit diesen Anforderungen um, die einige auch überfordern (vgl. Permien 2010), weshalb individuelle Gestaltungen der Übergänge und Möglichkeiten der allmählichen Ablösung sowie passende Folgesettings sehr wichtig sind: Manche möchten die FEM gar nicht verlassen, denn für sie waren die FEM »*zwar Knast, aber auch meine Familie*«, anderen fällt es schwer, sich auf neue Beziehungen einzulassen (»*Auf meinen Bezugsbetreuer habe ich gehört. Aber meinem Betreuer jetzt vertraue ich nicht!*«). Wieder andere verlassen die FEM nur allzu gerne, allerdings mit dem Ziel, ihr altes Leben wieder aufzunehmen. Nur wenige haben eine so klare Zukunfts-Orientierung wie ein befragtes Mädchen: »*Ich habe die FEM gehasst, aber dort meinen Schulabschluss geschafft – und jetzt kann ich eine Lehre in einer offenen Einrichtung machen!*«.

9. Der Preis der Freiheit

Wie die wenigen verfügbaren Follow-up-Studien (Pankofer 1997, Permien 2010, Menk u. a. 2013) zeigen, ist der weitere Verlauf nach FEM nur begrenzt plan- und vorhersehbar: Nicht für alle Jugendlichen »passen« der neue Lebensort, die Bezugspersonen, Schul- oder Berufssituation auf Dauer. Nicht alle kommen mit erhöhten Anforderungen und geringerer »Ansprache« in offenen Settings zurecht oder haben genug Motivation und Fähigkeiten zur Umsetzung ihrer »guten Vorsätze« und genug Widerstand gegen die Verlockungen und Zwänge der Freiheit. Und viele fragen sich, ob ihnen die angepeilten »sozialkonformen« Ziele lohnend und erreichbar genug erscheinen oder ob sie nicht lieber anderen, zunächst »verheißungsvollen« Optionen folgen sollen. So bitter es ist: Angesichts der insgesamt begrenzten persönlichen, sozialen und gesellschaftlichen Chancen dieser jungen Menschen können die wenigsten damit rechnen, dass ihre weitere Fahrt auf der Straße des Lebens einigermaßen glatt verläuft!

10. Ein kurzes Fazit

Die skizzierten guten oder optimalen Bedingungen für FEM sind meines Erachtens herstellbar, aber dafür dürften aufgrund der stärkeren Systemzwänge wesentlich mehr Anstrengungen notwendig sein als in offenen Einrichtungen. Von daher gibt es genug gute Gründe für die Optimierung, aber auch Kontrolle bestehender FEM und gegen eine unreflektierte Ausweitung von FEM in der Jugendhilfe. Noch mehr gute Gründe aber sprechen für einen Ausbau gut ausgestatteter offener Alternativen und eine rechtzeitige Prävention von »Hilfekarrieren«!

Literatur

Ader, S. & Klein, M. (2011): Die organisierte Verantwortungslosigkeit – Kooperation von Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie als bleibende Herausforderung. Sozial extra. Heft 5/6: 24C28

Baumann, M. (2010): Kinder, die Systeme sprengen. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren

Deutscher Bundestag (2009): 13. Kinder- und Jugendbericht der Bundesregierung. BT-Drucksache 16/12860.

Hoops, S. / Permien, H. (2006): »Mildere Maßnahmen sind nicht möglich!« Freiheitsentziehende Maßnahmen nach § 1631 b BGB in Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie. München: Deutsches Jugendinstitut.

Klatetzki, Th. (2014): Mit Risiken im pädagogischen Alltag muss man leben. Vortrag auf der EREV-Tagung: »Grau ist alle Praxis« in Erkner am 9.5.2014.

Klatetzki, Th. (2013): Emotionen und soziale personenbezogene Dienstleistungsorganisationen. Forum Erziehungshilfen, H. 4: 196-201

Krüger, A. (2013): Traumatisierte Jugendlichen mit Gewalterfahrungen – ergibt die Psychotraumatologie neue Aspekte für das Thema Gewalt in Jugendhilfe und Rechtsprechung? ZJJ, H. 2, S. 145-154.

Menk, S. et al. (2013): »Woher die Freiheit bei all dem Zwange?« Langzeitstudie zu (Aus-)Wirkungen geschlossener Unterbringung in der Jugendhilfe. Weinheim und München: Beltz Juventa.

Pankofer, S. (1997): Freiheit hinter Mauern. Weinheim: Juventa,

Permien, H. / Zink, G. (1998): Endstation Straße? Straßenkarrieren aus der Sicht von Jugendlichen. München: DJI.

Permien, H. (2010): Erziehung zur Freiheit durch Freiheits-

entzug? Zentrale Ergebnisse der DJI-Studie »Effekte freiheitsentziehender Maßnahmen in der Jugendhilfe«. München: DJI.

Permien, H. (2013): Freiheitsentziehende Maßnahmen Last Exit der Jugendhilfe? ZJJ, H. 2, S. 189-195

Schmid, M. (2014): Warum gibt es so viele Abbrüche in der Heimerziehung? (Vortrag in Bad Boll am 29.04.2014). Download: <http://www.equals.ch/vortraege-der-equals-mitarbeiter/marc-schmid/vortraege-aus-2014/warum-gibt-es-so-viele-abbrueche-in-der-heimerziehung/viewdownload.html>

Schwabe, M. et al. (2013): Freiraum mit Risiko. Niederschwellige Erziehungshilfen für sogenannte Systemsprenger/innen. Ibbenbüren: Münstermann

Winkler, M. (2012): Zunahme an Zivilisation und Friedfertigkeit. Sozialpädagogische Impulse, H. 4, S. 23-27.

Wolf, K. (2012): Macht in der Erziehung. Sozialpädagogische Impulse, H. 4, S. 20-22.

Dr. Hanna Permien
Egerländer Str. 20
82024 Taufkirchen
hanna.permien@
t-online.de

